

Sachbuch über Sprachen

Deutsch, der Aussenseiter in Europa

Der Linguist Gaston Dorren hat ein eindrucksvolles Buch über die Besonderheiten der zwanzig meistgesprochenen Sprachen geschrieben. Darin zeigt er auch die Tücken des Deutschen.



Sinnbild für das menschliche Sprachenwirlwarr: Turmbau von Babel, Gemälde von Pieter Bruegel dem Älteren (1563).

Foto: Getty Images

Auch wer in Europa ernsthaft mehrsprachig ist, kennt doch meist nur solche Sprachen, die seiner eigenen ziemlich ähnlich sind: ausser dem heimischen Deutschen typischerweise Englisch, Französisch, Italienisch, allenfalls noch Spanisch, Russisch oder Latein. Er glaubt, das Fenster der Welt damit weit aufgestossen zu haben; doch alle diese Sprachen gehören zur selben Familie, dem Indoeuropäischen mit seinen ziemlich gleichförmigen Grundmustern – während die meisten Sprachen auf diesem Planeten ganz anders funktionieren, und zwar gerade einige der sprecherreichsten.

Um die Fülle dessen ahnbar zu machen, was Sprache überhaupt an Möglichkeiten bietet, hat Gaston Dorren, auf Englisch schreibender niederländischer Autor und Sprachwissenschaftler, zu einem einleuchtenden Auswahl-Prinzip gegriffen: Er präsentiert die 20 grössten Sprachen der Welt – Grösse hier ganz schlicht gemessen an der Zahl der Sprecherinnen und Sprecher. Sie erscheinen in aufsteigender Ordnung, das heisst die kleinste unter den grossen zuerst, und so hin bis zum Englischen. Dem jeweiligen Kapitel geht ein Steckbrief voraus, der knapp über Verwandtschaft, Verbreitung, Schrift, Phonetik und grammatische Eigenheiten informiert.

Vietnamesisch in drei Wochen? Vergiss es!

Die kleinste unter den grossen ist Vietnamesisch, mit 85 Millionen Sprecherinnen und Sprechern. Dorren, der ganz unbefangenen «Ich» sagt, bucht einen dreiwöchigen Kurs in Hanoi. Eine Sprache in drei Wochen? Der Konsulatsbeamte, der das Visum ausstellt, zeigt sich skeptisch. Zu Recht. Dorren gelangt noch nicht einmal auf die Stufe eines Gastarbeiters, dafür aber zu etwas anderem: zur Erkenntnis von den Tücken des Tons. Der Ton spielt in den europäischen Sprachen nur ausnahmsweise eine Rolle, etwa wenn man zwischen «nà!» und «ná?» zu unterscheiden hat.

Ein falscher Ton, und schon redet man ohne es zu wissen von einer Prostituierten.

Im Vietnamesischen mit seinen vielen Einsilblern aber hängt die gesamte Semantik daran. Man braucht nur einmal den falschen Ton zu treffen, und schon wird aus «hier» «dort», oder «geh» wird zu «Prostituierte», «Hodensack» oder «misshandeln». All das klingt in seinen Ohren wie weisses Rauschen; und wenn er sich selbst in den Gassen von Hanoi am Vietnamesischen versucht, bekommt er zur Antwort: «Sorry, no English.»

«Und warum bloss werden Flüsse, Messer und Augen grammatisch wie Tiere behandelt? Dies alles fasziniert den Linguisten in mir, aber es schüchtert den Schüler ein.»

Hier liegt der grosse Reiz des Buchs: dass man auf zwanglose Weise etwas über eine Sprache lernt, ohne dass man sie eigentlich lernen müsste. Dorren greift bei jeder Sprache den Aspekt heraus, der ihm besonders interessant vorkommt. Anhand von Nr. 19 etwa, Koreanisch (ebenfalls 85 Millionen Sprechende), erläutert er die Behauptung de Saussures, alle sprachlichen Zeichen seien beliebig.

Fürs Koreanische jedenfalls trifft dies nicht zu. Hier spielt das lautsymbolische Prinzip eine systematische Rolle. «Kam-gam» zum Beispiel heisst «im Dunkeln», «kkam-kkam» wiederum «im Stockdunkeln», und «k'am-k'am» schliesslich «in gespenstischer, trostloser Dunkelheit». Im wachsenden artikulatorischen Aufwand bahnt sich eine zunehmende Beklommenheit den Weg. Und das ist kein Spezialfall, sondern die Regel. Bei jeder dieser fremden grossen Sprachen tritt etwas zutage, was auch die eigene neu beleuchtet.

Türkisch: unverständlich selbst für Türken

Sprache liesse sich nicht per Kommando verändern? O doch! Dorrens Kronzeuge ist das Türkische. Kemal Atatürk verordnete ihm nicht nur eine neue Schrift, die lateinische, sondern erzwang eine Revolution des Wortschatzes. Die persisch-arabischen Fremdwörter, rund 60 Prozent des alten osmanischen Vokabulars, wurden radikal durch Neuprägungen ersetzt. Das geschah auf so rücksichtslose und chaotische Weise, dass die ganze Sprache zwischendurch in die Gefahr des Unverständlichen geriet und der grosse Rhetor Atatürk seine Reden zuletzt nur noch stockend vom Blatt las.

Erst in den vergangenen Jahrzehnten hat das Türkische (Nr. 17; 90 Millionen Sprecherinnen und Sprecher) eine neue Stabilität erreicht. Atatürk hat seinen Willen durchgesetzt. Es geht also. Und es geht auch mit Gewalt.

**Das Gendern hat im Japanischen
genau das Gegenteil bewirkt.**

Das Gendern gilt heute als ein unentbehrliches Mittel, um gesellschaftliche Gleichberechtigung durchzusetzen. Im Japanischen (Nr. 13; 130 Millionen Sprechende) hat es genau dem gegenteiligen Zweck gedient: Die klare Unterscheidung von männlich und weiblich in der Sprache soll die unterlegene Position der Frau zementieren. Deshalb kämpfen die Frauen in Japan darum, dass es mit diesem Zweierlei ein Ende nimmt und auch sie sich als Leser bezeichnen dürfen, ohne dass sie als Leserin zu lächeln und zu nicken hätten.

Und wie steht es mit dem Deutschen? Mit 200 Millionen Sprecherinnen und Sprechern, davon rund 100 Millionen Zweitsprachlerinnen und Zweitsprachlern (eine hohe Quote!) nimmt es immerhin Platz 11 auf Dorrens Liste ein. Doch die Überschrift des entsprechenden Kapitels deutet das Problem an: «Ein Aussenseiter mitten in Europa». Worin genau besteht das Problem? In den unregelmässigen Verben? Die gibt es überall. In der Reihung der Wörter im Satz? Die ist vertrackt, lässt sich aber kaum ändern, wenn der Unterschied zwischen «Du kommst morgen» und «Kommst du morgen?» nicht den Bach hinuntergehen soll.

Die verflixte Deklination

Die wirkliche dysfunktionale Schwierigkeit des Deutschen steckt in der Deklination, genauer in der Zweiheit von starker und schwacher Deklination. «An einem schönen Sommermorgen»: Viel einfacher wäre es, wenn man sagen dürfte «An einem schönem Sommermorgen». Das erwiese auch dem Dativ die volle Ehre.

Denkt man drüber nach, leistet die Kasus-Endung eigentlich überhaupt keinen sinnvollen Beitrag zum Verständnis dieser Phrase, und «An ein schön Sommermorgen» würde ohne jeden Verlust dieselbe Information transportieren. (Wer jemals eine Prüfung für ausländische Studierende korrigiert hat, der weiss, dass nahezu die Hälfte aller Fehler in diesem Bereich gemacht wird.) Ohnehin klingt, was die meisten Zeitgenossen so vor sich hinnuscheln, schon jetzt ziemlich ähnlich.

Dies ist unzweifelhaft der Weg der Zukunft. Warum ihn nicht schon heute freiwillig beschreiten, wenn wir spätestens in 300 Jahren sowieso dort herauskommen werden? Das wäre kaum ein Gewaltakt zu nennen, sondern eher ein erleuchteter Vorgriff. Warum nicht auch im Deutschen ein bisschen atatürkisieren?